

Guten Tag allerseits,

Im März 2020 hat die Versammlung der Republik den 31. März auf Grundlage einer Bürgerinitiative zum Nationalen Gedenktag für die Opfer der Inquisition erklärt.

Das Datum wurde nicht zufällig gewählt. Am 31. März 1821 wurde die portugiesische Inquisition von den Außerordentlichen und Konstituierenden Generalversammlungen der portugiesischen Nation nach fast drei Jahrhunderten – etwa 285 Jahren – abgeschafft.

Vieles von dem, was wir heute über die Opfer wissen, verdanken wir der unermüdlichen Arbeit von Generationen von Historikern wie Jorge Martins, dem Autor des 2021 veröffentlichten „Memorial Virtual das Vítimas da Inquisição“ (Virtuelles Denkmal für die Opfer der Inquisition). Was ich Ihnen heute erzähle, basiert zum großen Teil auf seinen Arbeiten.

Betrachten wir die Ausgangslage: Im Jahr 1496 verfügte König Manuel I. die Vertreibung der Juden und Mauren aus Portugal. Dieses Dekret stellte sie als Feinde des Glaubens dar, die sich schuldig gemacht hatten, Christen vom Glauben abzubringen – und sah strenge Strafen vor: Tod und Beschlagnahme des Vermögens. Und mehr noch: Wer ihnen half, wer sie versteckte, konnte ebenfalls alles verlieren – Vermögen, Freiheit, Sicherheit. Dieses Dekret entstand, weil der König Isabel von Aragon, die Tochter der Katholischen Könige von Spanien, heiraten wollte, und die Vertreibung der Juden war eine der auferlegten Bedingungen.

In der Praxis kam es jedoch nicht zur Vertreibung. Portugal konnte auf die Juden nicht verzichten, die etwa 10 % der Bevölkerung ausmachten und eine wesentliche Rolle in der Wirtschaft, in den Künsten, in den Wissenschaften und bei der Steuererhebung spielten. Anstatt sie zu vertreiben, entschied sich der König daher für einen anderen Weg: die Zwangstaufe. Tausende Juden wurden gezwungen, zum Christentum zu konvertieren. Sie wurden fortan als „Neu-Christen“ bezeichnet. Christen dem Namen nach – doch oft verbunden mit den Traditionen ihrer Vorfahren. Die anderen wurden fortan als „Alt-Christen“ bezeichnet. Und diese beiden Gruppen von Christen blieben voneinander getrennt und begegneten sich mit Misstrauen.

Im Jahr 1506, hier in Lissabon, während einer Pestepidemie, schlug dieses Misstrauen in offene Gewalt um. Ein Massaker, das auf diesem Platz begann, kostete zwischen 2.000 und 4.000 „alten Christen“ – Männern, Frauen und Kindern – das Leben. Der Davidstern hier nebenan erinnert uns heute an diese Tragödie.

Im Jahr 1536 wurde die Inquisition in Portugal auf Beschluss von Papst Paul III. auf Bitten von König Johann III. offiziell eingeführt. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Verfolgung systematisch, organisiert und langanhaltend. Im Laufe ihres 285-jährigen Bestehens verfolgte die portugiesische Inquisition mehr als 45.000 Menschen. Viele weitere lebten in ständiger Angst vor einer Denunziation. Etwa 1.800 wurden zum Tode verurteilt – oder starben in den Gefängnissen. Die große Mehrheit der Angeklagten waren Neuchristen, denen Judentum vorgeworfen wurde. Es gab aber auch Anklagen wegen Islamismus, Hexerei, Sodomie und Lutheranismus.

Wie funktionierte dieses Gericht nun konkret? Eine Anzeige genügte. Und diese Anzeige wurde als ausreichend angesehen, um ein Verfahren einzuleiten. Der Angeklagte wurde verhaftet und unter oft unmenschlichen Bedingungen untergebracht: überfüllte Zellen, mangelnde Hygiene, langanhaltende Isolation. Viele hielten das nicht aus. Einige starben. Andere begingen Selbstmord. Während der Verhöre wusste der Angeklagte nicht, wer ihn denunziert hatte. Er kannte auch nicht den genauen Inhalt der Anschuldigungen.

Er musste raten. Er musste allein rekonstruieren, wessen man ihn beschuldigen könnte. Am Ende legten sie Geständnisse ab, die auf Vermutungen beruhten. Wenn sie nicht gestanden, galten sie als „negativ“. Wenn sie nicht alle Anschuldigungen erraten konnten, galten sie als „unfähig“. In diesen Fällen konnte Folter angewendet werden. Vor der Folter wurden die Angeklagten gewarnt: Wenn sie das Bewusstsein verloren, verstümmelt wurden oder sogar starben, trugen sie die Verantwortung – weil sie nicht gestanden hatten. Einige wurden dem „Polé“ unterzogen: Sie wurden an den hinter dem Rücken gefesselten Händen hochgezogen und abrupt fallen gelassen, sodass sie in der Luft hingen – was extreme Schmerzen und oft eine Verrenkung der Schultern zur Folge hatte.“

Während der Folter wurden sie dazu gedrängt, zu gestehen oder andere Personen zu denunzieren. Taten sie dies nicht, ging die Folter weiter. Selbst wenn sie unter Folter gestanden, mussten sie dieses Geständnis am nächsten Tag bestätigen. Andernfalls begann alles von Neuem.

Das Rechtssystem bot den Anschein einer Verteidigung. Der Angeklagte konnte einen Anwalt wählen. Diese Wahl war jedoch auf Namen beschränkt, die vom Gericht selbst vorgelegt wurden. Und diese Anwälte hatten die Pflicht, den Angeklagten anzuzeigen, wenn sie ihn für schuldig hielten. Weder der Angeklagte noch sein Verteidiger hatten Zugang zu den Namen der Anzeigenerstatter. Es handelte sich also um ein zutiefst unausgewogenes System. Die Urteile wurden bei den Autodafés verkündet.

Es handelte sich um öffentliche, feierliche Zeremonien, an denen oft der König, der Adel, der Klerus und die Inquisitoren teilnahmen. Das Leben in der Stadt kam zum Stillstand. Die Bevölkerung schaute zu. Die Verurteilten wurden vorgeführt, der Öffentlichkeit preisgegeben und oft beleidigt. Die Urteile wurden laut vorgelesen – eines nach dem anderen – und diese Zeremonien konnten Stunden oder sogar Tage dauern. Doch es handelte sich nicht nur um ein gerichtliches Ritual. Es war auch ein Moment der Propaganda. Die Verurteilten mussten sich flammende Predigten anhören, die die Juden als Feinde des Glaubens darstellten und den Hass der Bevölkerung schürten. In den schwersten Fällen wurden die Verurteilten an die Ziviljustiz „übergeben“, um auf dem Scheiterhaufen hingerichtet zu werden. In Lissabon geschah dies auf dem Rossio oder an dem Ort, zu dem wir uns heute begeben: dem Largo José Saramago.

Weitere Strafen umfassten Haft, das Tragen eines Bußgewandes, die Beschlagnahmung von Vermögen, Verbannung in Kolonien oder Zwangsarbeit auf Galeeren. Doch die Folgen beschränkten sich nicht auf den Einzelnen. Die Beschlagnahmung von Vermögen führte ganze Familien in den Ruin. Die Angehörigen wurden mit einem Stigma gezeichnet. Das Sambenito – das Schandtuch – wurde in der Pfarrkirche ausgestellt, wodurch die Schande aufrechterhalten wurde. Über Generationen hinweg wurden diese Familien von öffentlichen Ämtern, religiösen Aufgaben und verantwortungsvollen Positionen ausgeschlossen. Und doch gab es selbst in dieser dunklen Zeit Ausnahmen. Es gab Orte, an denen alte und neue Christen Seite an Seite in respektvollen Beziehungen lebten. Es gab Menschen, die Bescheid wussten – und sich entschieden, nicht zu denunzieren. Und es gab mutige Stimmen, die sich gegen die Inquisition erhoben.

Eine dieser Stimmen war Pater António Vieira. Jesuit, großer Redner, Verteidiger der Neuchristen. Er bezahlte dafür einen hohen Preis: Er wurde selbst von der Inquisition angeklagt und inhaftiert. Sich an diese Geschichte zu erinnern, ist kein Versuch, die Vergangenheit anzuklagen. Es geht nicht darum zu sagen: „Wir sind besser“. Es geht darum, zu verstehen. Zu verstehen, wie ganze Gesellschaften Ungerechtigkeit akzeptieren können. Wie Systeme Verdächtigungen in Beweise verwandeln können.

Wie Eigeninteresse oder Angst zur Denunziation führen können.

Und vor allem geht es darum, uns selbst zu hinterfragen. Unsere eigene Gesellschaft. Unsere eigenen Einstellungen. Erinnerung betrifft nicht nur die Vergangenheit. Sie ist eine Warnung. Ein Alarm. Damit wir nicht in anderer Form dieselben Mechanismen der Ausgrenzung, Stigmatisierung und Entmenschlichung wiederholen.